

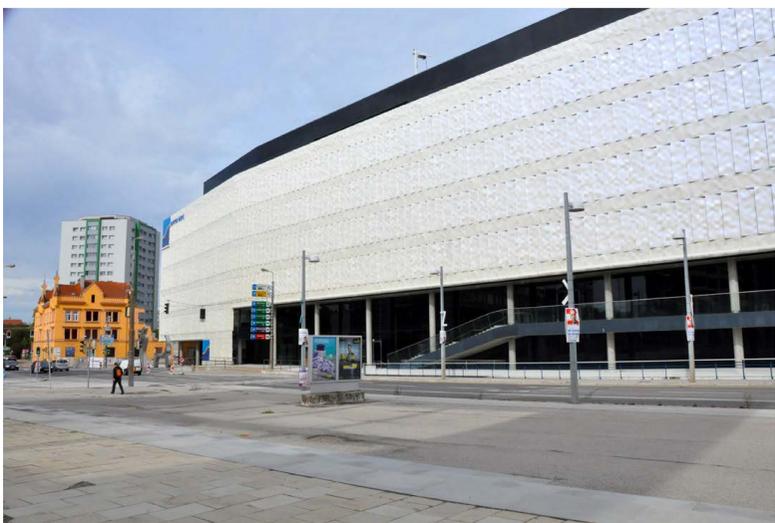


BAUKULTUR & GESTALTQUALITÄT

Gibt es ein Recht auf schlechten Geschmack?

Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Und selbst wenn es einen breiten Konsens darüber gäbe, was wir unter „schöner Architektur“ und „harmonischen Stadträumen“ verstehen, ließe sich dieser nur schwer durch Pläne und Texte verordnen. Andererseits gibt es auch in St. Pölten Orte und Gebäude, die von den meisten als hässlich, verkommen, unmaßstäblich oder zumindest gesichtslos empfunden werden. Solches zu vermeiden, sollte Ziel jeder Kulturstadt sein.

schlechten Geschmack?



Neubauten etwa neigen oft dazu, sich gegenüber dem öffentlichen Raum zu verschließen oder – sei es durch ihre Größe, sei es durch ihre Form – viel zu wenig Rücksicht auf umliegende Bauten zu nehmen. Ältere Gebäude wiederum werden im Zuge ihrer Umnutzung oder Modernisierung nicht selten verkitscht oder anderweitig verschandelt. Und nicht zuletzt gibt es zahlreiche Straßenecken und Plätze, die aufgrund ihrer Verwahrlosung oder Verunstaltung dem verbreiteten Bedürfnis nach einem „intakten“ Stadtbild zuwiderlaufen.



Welche Freiheiten aber soll der Einzelne haben, wenn er für alle wahrnehmbar baut? Wo endet sein Veränderungsspielraum im Fall historischer Substanz, die Teil der lokalen Architekturgeschichte oder auch des kollektiven Stadtgedächtnisses ist? Steht das Einzelobjekt im Vordergrund oder das Ensemble? Sollte jeder Bau ästhetischen Ansprüchen genügen müssen, auch im Gewerbegebiet? Und wenn ja: Wer definiert diese Ansprüche – und wer entscheidet, ob sie erfüllt worden sind?





Soll die geschmackliche Armut mancher Bauherren, soll die ästhetische Anspruchslosigkeit mancher Mitbürger in einer demokratischen Gesellschaft ihren baulichen Niederschlag finden dürfen? Oder haben Fachleute die Verantwortung, steuernd einzugreifen? All diese Fragen eindeutig zu klären, wird kaum gelingen. Dennoch sollte eine Stadt mit baukultureller Verantwortung sie diskutieren, um sich möglichen Lösungen zumindest anzunähern. Lösungen, die von Fall zu Fall unterschiedlich ausfallen können.



Mal sind es gut vorbereitete Wettbewerbe oder ein qualifizierter Gestaltungsbeirat, die architektonische Fehlritte vermeiden helfen, mal sind es Gestaltungssatzungen oder Schutzbestimmungen, Fachgutachten oder Bürgerbeteiligungsverfahren. Essentiell zur Hebung unserer Baukultur erscheint in jedem Fall die Bewusstseinsbildung der breiten Bevölkerung - was freilich voraussetzt, dass es zunächst in Politik und Verwaltung, in Architektenschaft und Medien ein entsprechendes Bewusstsein gibt.



Stets hilfreich, um etwas zum Besseren zu verändern, sind vorbildliche Beispiele, sei es für zurückhaltende Neubauten, sei es für muster-gültige Sanierungen, die es auch in St. Pölten gibt.





Unstrittig sollte sein, dass das Bauen keine rein private Angelegenheit ist, sondern immer auch öffentliche Betroffenheit erzeugt. Als „Hüterin“ des öffentlichen Interesses, ist die Stadt hier als Vermittlerin zwischen allzu unterschiedlichen Geschmacksvorstellungen gefragt. Sie sollte durch vorausschauende Planung und begleitende Beratung Konflikte um das Stadtbild minimieren.



Ein Charakteristikum zahlreicher moderner Bauten ist der hohe Anteil an unansehnlichen Gebäudefronten. Insbesondere die Abholmärkte, die allenthalben auch St. Pölten prägen, zeigen seitlich und hinten oft über 100 Meter lange, monotone, verschlossene Fassaden – als ob diese nicht auch Stadträume schaffen und das Stadtbild prägen würden.



Wenn die Märkte zumindest in geschlossener Bauweise entstehen, ihre „Wegschau-Seiten“ begrünen oder sie durch mehr Schaufenster öffnen würden, wäre dieser Missstand nur halb so schlimm. Doch wollen sie lieber, umgeben von weitläufigen Parkplätzen, freistehen – und sich auf diese Weise im öffentlichen Raum positionieren. Diese „Gestaltungsfreiheit“ des Einzelhandels einzuschränken, stünde St. Pölten im wahrsten Sinn des Wortes gut zu Gesicht.



Immer verschlossener hingegen zeigen sich die Abholmärkte, aber auch Gewerbetreibende oder Tankstellen gegenüber ihren Nachbarn. Offenbar um unliebsame Anrainerbeschwerden gleich im Keim zu ersticken, grenzen sie sich – trotz oft geringster Lärmemissionen – mit völlig überzogenen Mauern gegenüber den umgebenden Liegenschaften ab. Kurioserweise sogar, wenn auf der anderen Seite ebenfalls ein Betrieb steht oder eine öffentliche Straße verläuft.

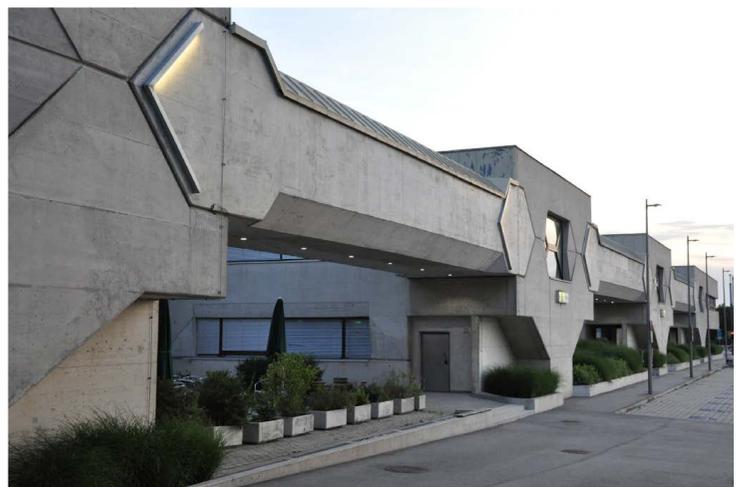


Faktum ist, dass diese neue Unsitte die Fragmentierung des Stadtraums weiter vorantreibt – und das ohnehin schon unattraktive Umfeld der Märkte noch zusätzlich verunstaltet.





Nicht bloß eine Verunstaltung, sondern geradezu eine Degradierung oft auch historischer Bauten bedeutet es, sie als großflächige Werbeträger zu missbrauchen. Sofern der plakative Hinweis sich zumindest auf einen Betrieb im Gebäude selbst bezieht, mag dies noch zu rechtfertigen sein. Wenn ganze Häuser, ohnehin schon vom vorbeiziehenden Autoverkehr in Mitleidenschaft gezogen, aber nur noch als kommerzielle Wegweiser für Autofahrer dienen, ist das mit ambitionierten Stadtbildbemühungen nicht mehr zu vereinbaren.



Fehlende Sensibilität oder aber Unvermögen im Umgang mit der Baugeschichte offenbaren sich auch rings um das denkmalgeschützte Lehr- und Werkstattengebäude des WIFI von Architekt Karl Schwanzner – im Großen wie im Kleinen.



Es beginnt damit, dass die späteren Ergänzungen – trotz Beauftragung prominenter Architekten – nicht an die Qualität des Baudenkmals heranreichen. Die wuchtige Vorkragung des ostseitigen Anbaus etwa passt in ihrer Plumpheit in keiner Weise zur Eleganz des Schwanzner-Baus. Der nördlich angrenzende Neubau der New Design University wiederum zeigt zwar formale Bemühungen um Analogien zum Lehr- und Werkstattengebäude. Verglichen mit dem – sichtlich – bis in alle Details durchdachten Bau von Karl Schwanzner, offenbart dessen Nachbar aber diverse Unstimmigkeiten: sei es der „tote“ Grünraum auf der verschlossenen Rückseite des Neubaus, sei es die Positionierung der Tiefgaragenzufahrt in der Fußgängerachse zwischen der NDU und dem Architekturdenkmal vis-à-vis.



Der Straßenraum in diesem Quartier verstärkt noch den Eindruck einer weitverbreiteten stadtgestalterischen Unbeholfenheit oder aber ästhetischer Taubheit in unserer Zeit. So verwundert es nicht, dass selbst die prominenteste verbliebene Perspektive auf das Architekturjuwel verstellt ist – durch völlig unnötige Aufmerksamkeitsreger des Hausherrn, die dem Gebäude viel von seiner Wirkung nehmen.

